

**Predigt im Gottesdienst zum 10. Sonntag nach Trinitatis am 12. August 2007 in
der Frauenkirche zu Dresden**

von Landesbischof Dr. Friedrich Weber, Braunschweig-Wolfenbüttel

Text: Johannes 4,19-26

19 Die Frau spricht zu ihm: Herr, ich sehe, daß du ein Prophet bist.

20 Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, in Jerusalem sei die Stätte, wo man anbeten soll.

21 Jesus spricht zu ihr: Glaube mir, Frau, es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet.

22 Ihr wißt nicht, was ihr anbetet; wir wissen aber, was wir anbeten; denn [b] das Heil kommt von den Juden.

23 Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, in der die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn auch der Vater will solche Anbeter haben.

24 Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten.

25 Spricht die Frau zu ihm: Ich weiß, daß der Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn dieser kommt, wird er uns alles verkündigen.

26 Jesus spricht zu ihr: Ich bin's, der mit dir redet.

Liebe Gemeinde,

„Wir haben uns die Hände gereicht und lassen uns nicht mehr los“. Mit diesen Worten reagiert der Präsident des Päpstlichen Rates für die Einheit der Kirchen - Kardinal Kasper - vor wenigen Tagen in einem ökumenischen Gottesdienst in der Christuskirche in Rom auf die Irritationen, die ein Dokument der vatikanischen Glaubenskongregation ausgelöst hat. In ihm war den Kirchen der Reformation wieder einmal mitgeteilt worden, sie können nicht „Kirchen“ im eigentlichen Sinn genannt werden. Ihnen fehle die historische Kontinuität im Bischofsamt und damit ein anerkennungswürdiges Pfarramt, heißt es. Deshalb könnten die evangelischen Kirchen auch kein gültiges Abendmahl feiern.

Ich habe mich gefragt, warum diese Äußerung immer wieder und gerade jetzt veröffentlicht wurde. Ob katholische Theologen, die im Blick auf die reformatorischen Kirchen von „Kirchen anderen Typs“ reden, zur Ordnung gerufen werden sollen? Weitergebracht hat uns das Signal aus Rom im ökumenischen Dialog allerdings nicht. Nun es sei, wie es wolle, vielleicht ist es sogar ganz gut so, denn Klarheit über die Position des anderen gehört zu jedem Dialog, der ehrlich geführt sein will.

Und es gilt ja immer noch: „Wer zur Quelle gehen kann, der gehe nicht zum Krug“.

Martin Luther ist zur Quelle gegangen, zum Wort Gottes, der Bibel alten und neuen Testaments. Und von hier her fasst er zusammen, was Kirche ist: *„Es weiß, gottlob, ein Kind von sieben Jahren, was die Kirche sei, nämlich die heiligen Gläubigen und die Schäflein, die ihres Hirten Stimme hören“ (Joh 10,3). (M. Luther, Schmalkald. Artikel III, 12, BSLK 460)*

Das reicht uns Christen der reformatorischen Kirchen. Und so ganz verstehe ich denn auch nicht die Aufregung, denn wir wollten uns doch nicht nach römisch-katholischer Lehre sagen lassen, was die evangelische Kirche ist. Nach unserem Verständnis ist Kirche dort, wo das Evangelium rein gepredigt und die Sakrament in rechter Weise verwaltet werden. Daraus folgt alles andere. Und daraus folgt auch, dass die Kirche in ihrer Gestalt auf Erden nie vollkommen ist, dass sie fehlerhaft ist und dass sie – auch das kann Luther sagen – eine große Sünderin sein kann. (Wider die Antinomer, WA 50,468-477, 1539)

Gewiss wir leben nicht mehr in der Zeit Martin Luthers und Johannes Calvins, auch nicht eines Eck oder Cajetan. Und es geht auch nicht mehr darum, ob Rom oder Wittenberg die Orte der besonderen geistlichen Erkenntnisse sind. Denn wir haben uns ja tatsächlich die Hände gereicht und wir wollen uns auch nicht mehr loslassen, wir Christen und Christinnen in den reformatorischen Kirchen und der römisch-katholischen Kirche. Wir haben sie uns gereicht, als am 31. Oktober 1999 die Gemeinsame Erklärung zur Rechtfertigung in Augsburg unterzeichnet wurde, wir haben sie uns am 29. April dieses Jahres im Magdeburger Dom gereicht, als 16 Kirchen die Taufanerkennung unterzeichneten und wir reichen sie uns täglich in den Gemeinden, im ökumenischen Miteinander vor Ort, in der „Ökumene des Lebens“. Das wird so bleiben, denn zur gelebten Ökumene gibt es keine Alternative. Aber Orte sind nötig, an denen Menschen den Dialog leben können.

Zum Glück gibt es Jakobsbrunnen in unserer Welt. Orte so wie damals in Sychar, einer Stadt in Samarien. Ein Ort der Ermutigung gegen die Entmutigung, vielleicht auch manche ökumenische Verzagtheit war das. Dort wurde ein Gespräch geführt, das nicht mit Abgrenzungen endete, sondern in die Weite und Freiheit führte. Das Menschen veränderte und sie wieder Mut fassen ließ, ihr gebrochenes Leben anzunehmen, weiterzugehen. Im Zentrum dieses Gesprächs steht unser Predigttext. Eine unmögliche Begegnung wird beschrieben. Es kommt zusammen, was nach damaliger Überzeugung nicht zusammenkommen darf: Ein Mann spricht eine Frau,

die ohne Begleitung ist, an. Eine Samaritanerin ist sie, gehört also zu einem Volk, das sich seit Jahrhunderten vom Volk Israel gelöst hat. Dass sich einen eigenen Kultort auf dem Berg Garizim – durchaus in Konkurrenz zum Tempel in Jerusalem gedacht - errichtet hat. Der Mann – Jesus – bittet sie, ihm Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen. Die Frau kann kaum fassen, was geschieht. Sie zögert, fragt, ob er, der Jude, denn von ihr Wasser annähme. Die Antwort Jesu ist seltsam: „Wenn du wüsstest, wer ich bin, würdest du mich um lebendiges Wasser bitten“. Merkwürdige Antwort, mag die Frau gedacht haben. Warum bittet er mich um Wasser, wenn er doch selber lebendiges Wasser hat? Abwenden hätte sie sich können. Aber sie bleibt im Gespräch: „Wie kann dein Wasser besser sein als das aus dem Brunnen unseres gemeinsamen Stammvater Jakob?“ Die Antwort Jesu: „Wer von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, wird nie mehr Durst leiden.“ Nun will die Frau dieses besondere Wasser haben. Aber Jesus wechselt die Ebene und sagt: „Hol deinen Mann“. Als sie darauf antwortet, sie habe keinen Mann, muss sie sich das Desaster ihres Lebens sagen lassen: „Fünf Männer hast du gehabt, und der, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann.“ Nun nennt sie Jesus einen Propheten, einen, der Bescheid weiß über ihr Leben, einen, der etwas Besonderes ist. Was ist das Besondere? Es zeigt sich in der Art des Gesprächs. Jesus lässt sich von der Frau die Stichworte für das Gespräch geben, er respektiert sie, nimmt sie ernst. Er wirft ihr nicht irgendetwas hin, sondern mutet ihr das Evangelium zu.

Ingmar Bergmann hat dieses Besondere einmal so beschrieben: „Jesus sprengte die Gesetze und die Grenzen durch ein völlig neues Gefühl, von dem man vorher nie etwas gehört hat: die Liebe. Natürlich reagierten die Menschen mit Angst und Wut, so wie sie immer mit Angst reagieren und fliehen wollen, wenn sie von einem großen Gefühl überwältigt werde - obwohl sie sich vor Sehnsucht nach ihren kümmerlichen und abgestorbenen Gefühlen fast verzehren.“

Die Samaritanerin flieht nicht, sie bleibt, weil sie in dem Bild vom Wasser, das den Durst endgültig stillt, eine Wahrheit zum Leben entdeckt hat.

Was hier geschieht, ist ein religiöser Dialog, wie man ihn sich wünscht: Rede und Gegenrede, Suche nach Wahrheit, voller Geist, nicht einschränkend, sondern zum Geist und der Wahrheit hin sich öffnend. Und dazu Mut machend, die Differenzen zu benennen, sie auszuhalten, ohne abzuwerten.

Konfessionsgrenzen werden überwunden, wenn Jesus sagt, dass der Tag kommen werde, da Menschen Gott im Geist und in der Wahrheit anbeten werden. Vom Berg

Garizim, von Jerusalem, Rom und Wittenberg ist nicht mehr die Rede. Die Anbetung Gottes ist jetzt überall und unter allen Umständen möglich und wirklich. (Simpfendorfer) Nur beliebig wird das ganze nicht, denn nicht alles Eindrucksvolle, nicht alles Mitreißende ist aus dem Geist Gottes. Die Anbetung, oder unsere Leben unter den Augen Gottes soll sich „im Geist und in der Wahrheit“ vollziehen. Der Geist der Angst und der Resignation wird nicht mehr triumphieren.

Und wenn Jesus dann auf die Feststellung der Frau, dass dies ja wohl erst in messianischen Zeiten geschehen werde, antwortet: „Ich bin's“, dann ist klar: So sieht die neue Qualität des Lebens aus, Grenzen werden überschritten, Hass wird überwunden, Versöhnung geschieht. Jeder wird akzeptieren, dass die Frömmigkeit des anderen etwas anderes ist als die eigene. Die Frau kann ihr gebrochenes Leben annehmen und zugleich aus einer neuen Weite und Freiheit leben. Sie geht in ihr Dorf zurück, in eine neue Zukunft und sie wird zum Kern einer Veränderung dessen, was schon immer war und sich nie ändern sollte. Sie ist Gott begegnet. Sein Geist, so ganz konkret erlebt, lässt sie in das neue Leben aufbrechen.

Gottvertrauen und Selbstvertrauen, hier bilden sie eine Einheit. Gotteserkenntnis und Selbsterkenntnis, sie gehören zusammen. Neues Selbstvertrauen erfüllt die Samaritanerin. Dabei ist doch gar nicht viel geschehen. Zwei Menschen sind einander begegnet, haben einander angesehen, haben Geduld füreinander aufgebracht, haben nicht aufgegeben als das Gespräch mühsam wurde, sind einander zur Quelle des Lebens geworden.

Jakobsbrunnen, wo sind sie heute? Für mich ist auch diese Kirche ein solcher Ort. Nur wenige haben den Gedanken gewagt, sie wieder erstehen zu lassen. Aber diese wenigen hatten eine Utopie: dem Tod und der Resignation, der sich in dem Trümmerberg der kriegerischen Beziehungslosigkeit sein Monument geschaffen hatte, ein Zeichen des Lebens entgegensetzen. Ein Ort ist neu erstanden, einen Raum, in dem Gott im Geist und der Wahrheit angebetet wird, in dem sich Menschen gleich welcher Konfession auch immer treffen, Gott loben und mit neuer Hoffnung für ihr Leben und diese Welt erfüllt zurück in den Alltag gehen. Ein Jakobsbrunnen!

Eins wird man aber nicht überhören dürfen. Als Jesus sagt, dass weder Jerusalem noch der Berg Garizim, die Orte der Anbetung Gottes sein werden, fügt er ein, „ das Heil kommt von den Juden“ und darum wissen alle anderen nicht, was sie anbeten. Wir Christen und unsere Kirchen haben lange gebraucht, um zu begreifen, was heißt, dass der Gott, zu dem wir uns bekennen, der Gott Israels ist, der Gott Abrahams und

Saras, Jakobs und Isaaks. Und wir haben unter Mühen begriffen, dass unsere Theologie, unsere Art mit religiösen Minderheiten umzugehen, den Brand der Synagogen und den Holocaust erleichtert haben. Am Anfang brannten die Synagogen und die heiligen Schriften des Judentums am Ende sanken die Kirchen und Dome in Schutt und Asche. Von Geist und Wahrheit war keine Rede mehr.

Zum Schluss:

„Wir haben uns die Hände gereicht und lassen uns nicht mehr los“, denn der Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit, der von den Juden kommt und durch Christus die ganze Welt erreicht, kennt unsere konfessionellen Grenzen nicht mehr. Nur Gott ist die Wahrheit, nicht das, was eine einzelne Kirche von ihm zu sagen weiß. Es braucht die Ökumene, die Begegnung und das Gespräch, damit unsere verschiedenen Sichtweisen – auch die konfessionellen – zusammenfinden. Und dann wissen wir, was zu tun ist: Geduld haben, sich nicht einschüchtern lassen, nicht aufgeben, nicht resignieren, Grenzen überwinden und manchmal über Abgründe gehen. Es sind viele mit unterwegs, Menschen, die Gott im Geist und der Wahrheit anbeten.

Amen